

Leseprobe aus:

Sam Hayes
Der fremde Sohn



Der fremde Sohn

Das Buch

Carrie Kent hat es geschafft. Sie ist eine erfolgreiche Moderatorin und durch ihre TV-Sendung, in der Straftäter überführt werden, im ganzen Land bekannt. Sie ist geschieden und hat einen sechzehnjährigen Sohn, Max. Die Beziehung zwischen den beiden ist allerdings schwierig: Max fühlt sich von seiner Mutter vernachlässigt und zieht den Kontakt zum Vater vor. Um öfter bei ihm zu sein, besucht er lieber eine Schule in einem sozialen Brennpunkt, anstatt in das teure Internat zu ziehen, das seine Mutter für ihn ausgesucht hat. Als Max auf dem Schulhof erstochen wird, steht Carrie plötzlich selbst im Fokus des öffentlichen Interesses: Die Frau, die normalerweise Täter überführt, ist selbst Opfer geworden. Außer sich vor Trauer und Schuldgefühlen macht Carrie sich daran, den Mörder ihres Sohnes zu finden. Doch je mehr Carrie über Max' Tod herausfindet, desto offensichtlicher wird, dass sie ihren Sohn kaum gekannt hat.

Die Autorin

Sam Hayes wurde im englischen Coventry geboren. Nach dem Schulabschluss wollte sie Pilotin werden und lernte fliegen, war dann aber in anderen Berufen, u. a. als Privatdetektivin, Buchhalterin und Kellnerin, tätig. Sie lebte in Australien und den USA, bevor sie schließlich mit ihrem australischen Ehemann und den drei Kindern in ihre westenglische Heimat zurückkehrte. Für ihre Kurzgeschichten hat sie mehrere Preise erhalten, ihr erster Roman *Blutskinder* war sowohl in Deutschland als auch in England ein großer Erfolg.

Von Sam Hayes sind in unserem Hause bereits erschienen:

Blutskinder
Stumm
Das verbotene Zimmer

Sam Hayes

Der fremde Sohn

Roman

Aus dem Englischen von
Carola Kasperek

List Taschenbuch

Besuchen Sie uns im Internet:
www.list-taschenbuch.de

Für meine schöne Tochter Polly, in Liebe.
Du bist eine Quelle der Inspiration.



Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage April 2012
© der deutschen Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012
© 2010 Sam Hayes
Titel der englischen Originalausgabe: *Someone Else's Son*
(Headline Publishing Group, London)
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildungen: © Johnny Ring
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Sabon
Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-61050-4

Freitag, 24. April 2009

Ehe sie recht begriff, was geschah, drang das Messer tief in seinen Körper. Wieder und wieder. Wie erstarrt sah sie zu, wie es durch die Luft fuhr und ihrer beider Leben auf die wenigen wunderbaren Momente verdichtete, bevor es geschehen war, bevor das Messer ihn traf und sich ihre Welt für immer veränderte.

Was konnte sie tun? *Nichts. Gar nichts.*

Zum letzten Mal blickten sie einander in die Augen. Für eine Sekunde, in der all ihre Liebe lag. Sie sah sein Blut strömen. Was wollte er ihr sagen?

»Scheiße!«

»Blöd gelaufen!«, brüllte einer der Jungen im Davonrennen. Schon war die ganze Bande auf der Flucht. Ihre Turnschuhe blitzten auf, die Säume ihrer glänzenden Jogginghosen schleiften durch die Pfützen, ihre Augen glänzten unnatürlich, befeuert vom Adrenalin, von Drogen und Alkohol.

Sie schmeckte noch den Essig von den Pommes auf ihren Lippen. Wie in Zeitlupe ging er in die Knie, sein Oberkörper krümmte sich zusammen. Kaum zu glauben, dass er sich überhaupt so lange auf den Beinen gehalten hatte. Sie versuchte noch, ihn aufzufangen, doch sein Kopf schlug schon auf dem Asphalt auf. Sie wollte schreien, aber es kam kein Laut. Seine Augen traten hervor.

Sie presste die Hände auf seine Rippen, seinen Bauch, doch es waren zu viele Stichwunden. Heiß quoll das Blut zwischen ihren Fingern hervor, wo es rasch erkaltete.

»Du darfst nicht sterben!«, schluchzte sie und ließ den Kopf auf seinen Körper sinken. War denn niemand da? »Hilfe!«, kreischte sie. Sie waren alle im Unterricht. Heute schwänzte niemand außer ihnen. »Ich hole Hilfe!«, stieß sie verzweifelt hervor, wagte jedoch nicht, die Hände von seinen Wunden zu nehmen. Wie hatte das nur geschehen können?

Plötzlich hob sich seine Brust mit einem gurgelnden Röcheln und fiel dann wieder zusammen, als hätte er seinen letzten Atemzug getan. Sonst gab er keinen Laut von sich.

»Hilfe!«, schrie sie noch einmal und rappelte sich auf. Sie musste etwas unternehmen. Verzweifelt blickte sie sich um, sah jedoch nichts als die tristen Fassaden der hässlichen Schulgebäude, den leeren Schulhof – eine gottverlassene Einöde. Sie zog das Handy aus der Tasche und wählte den Notruf. Gab die Einzelheiten durch. Brüllte, sie sollten sich beeilen. Er läge im Sterben. *Bitte, kommen Sie schnell!*

»Lass mich nicht allein!«, flehte sie, als sie wieder neben ihm auf den Knien lag und die Hände auf seine Wunden presste, wie der Mann am Telefon ihr geraten hatte. Sein Gesicht war ausdruckslos, sein Blick leer – nicht einmal Schmerz spiegelte sich darin. Unvorstellbar, dass sie sich noch vor zehn Minuten einen Joint und eine Schale Pommes geteilt hatten.

»Ich kann ohne dich nicht leben!«, rief sie, als ihr alles wieder einfiel. Allein schaffte sie es nicht. Tränen fielen und vermischten sich mit seinem Blut. »Ohne dich *will* ich nicht leben!«, stieß sie zwischen krampfhaften Schluchzern hervor, die Stimme erstickt von Speichel und Schleim, Tränen und Blut. »*Scheißkerle!*«, brüllte sie.

»Bleib bei mir! Bleib bei mir!«, keuchte sie immer wieder, die

Hände auf seinen Leib gepresst, während sie den Oberkörper vor und zurück wiegte. Wo blieb nur der Rettungswagen? Sie riss sich zusammen und versuchte, sich an das zu erinnern, was sie letztes Jahr im Erste-Hilfe-Kurs gelernt hatten. Ein Kurs im Schnelldurchgang für Situationen, die keiner erleben wollte. »Ganz ruhig«, redete sie sich selbst zu. Mit Panik war ihm nicht geholfen. Sie zwang sich, langsamer zu atmen, nicht zu hyperventilieren.

Was hatte sie nur getan?

Darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken. Sie nahm die Hände von seiner Stichwunde, schälte sich eilig aus ihrer Jacke und legte sie zitternd über seine Brust und seinen Bauch. Dann presste sie die Arme erneut auf seine Wunden. Alle paar Sekunden lief ein Beben durch seinen Körper – wie eine Schockwelle, die sich durch ihre Arme bis in ihr Herz fortsetzte.

Sie hatte ihm nie gesagt, dass sie ihn liebte.

Sie sah, wie sich ein Blutfleck auf dem Stoff ihrer Jacke ausbreitete, schwarz wie der Tod, und im gleichen Augenblick hörte sie die Sirene.

»Gott sei Dank!«, rief sie. »Der Rettungswagen ist da. Bitte halt durch!« Sie stützte sich auf den linken Unterarm, mit dem sie mehrere tiefe Wunden abdeckte, während sie den rechten auf weitere Einstiche unterhalb seiner Rippen drückte. Vor Anstrengung zitterte sie.

Plötzlich war sie von Stimmen umgeben.

»Männlicher Jugendlicher, ungefähr sechzehn oder siebzehn ... mehrere Stichwunden in Brust und Abdomen. Beträchtlicher Blutverlust, Schädelprellung ... Blutdruck fallend, Puls schwach ...«

All das vernahm sie, während sie beiseitegedrängt wurde. »Fünfzehn«, flüsterte sie vom Rand des Geschehens, doch niemand hörte sie. »Er ist fünfzehn.«

»Was ist hier los?«, blaffte plötzlich eine Männerstimme. Sie konnte sich nicht rühren. Stand sie unter Schock? Eine Hand packte sie am Arm. »Um Himmels willen, Mädchen, sag mir doch, was passiert ist!« Er riss sie unsanft herum und sah ihr aus nächster Nähe ins Gesicht. Dann brüllte er plötzlich in sein Handy, rief jemanden zu Hilfe: »Komm sofort runter, Jack! Es ist was Ernstes.« Dabei hielt er noch immer ihren Arm umklammert, als wolle er ihr die Leviten lesen, weil sie die Stunde geschwänzt hatte.

Sie blickte zu ihm auf. Mr Denton, ihr Mathelehrer.

»Also?« Er schüttelte sie. Sein Gesicht war rot angelaufen.

»Ich ... ich weiß nicht«, wisperte sie. »Ich kam gerade vom Sportzentrum zurück, und ... und da sah ich ihn so da liegen.« Sie schluckte. Ihr Mund war ganz trocken. Was sollte sie ihm bloß erzählen?

Wie konnte sie es überhaupt jemandem erzählen?

Am ganzen Körper zitternd starrte sie auf den blutüberströmten Boden. Er bekam jetzt Hilfe, und allein darauf kam es schließlich an. Sie würde behaupten, sie wisse von nichts und habe nichts mit der Sache zu tun. Dann würde sie einfach nach Hause gehen und später im Krankenhaus anrufen und sich nach ihm erkundigen. Bestimmt war es nicht so schlimm, wie es aussah, und alles würde wieder gut.

»Hast du was beobachtet? Einen Kampf? War sonst noch jemand hier? Nun rede doch, Mädchen!«

Sie schüttelte den Kopf und schaute den Sanitätern nach, die die Trage davontrugen und in den Rettungswagen schoben.

»Ach du Scheiße«, sagte eine Stimme. Jemand schrie auf, als er die Blutflecken auf dem Boden sah. Mit aufgerissenen Augen, die Hände vor den Mund geschlagen, standen die Leute herum und gafften.

Als sie aufblickte, sah sie, wie der Schulleiter mit langen

Schritten über den Hof eilte. Hinter jedem Fenster des Gebäudekomplexes – *unseres Schiffes*, wie er es in seinen Ansprachen immer nannte – drängten sich Gesichter, und vom anderen Rand des öden Asphaltrechtecks, auf dem sich in den kleinen und großen Pausen zwölfhundert Teenager aufhielten, kamen Schüler und Lehrer herbeigelaufen.

Polizisten strömten durchs Schultor herein. Sie rannten zu der Stelle, wo er gelegen hatte, und warfen einen prüfenden Blick auf das Blut, die Jeansjacke und die verstreuten Pommes, als könnten sie daraus schließen, was geschehen war. Dann übernahmen sie das Kommando und drängten die Gaffer zurück. Als Mr Denton ihren Arm losließ, gelang es ihr, im Getümmel der Schüler, Lehrer und schaulustigen Passanten unterzutauchen und unbemerkt das Schulgelände zu verlassen.

Sie rannte und rannte, und die ganze Zeit dachte sie: Es wird alles wieder gut.

Herbst 2008

Carrie Kent lächelte ihr einstudiertes Lächeln und fasste an ihren Ohrhörer, über den gerade eine Anweisung des Regisseurs kam: »Bohr nach, lass nicht locker! *Du musst ihn hart rannehmen, Carrie.*« Als wenn man ihr das noch sagen müsste! Sie hatte nicht vor, den Typen mit Samthandschuhen anzufassen, ganz gleich, wie jung er war und wie schwer er es hatte. Denn sie wusste genau, worum es hier ging: spannendes Entertainment, eine mitreißende Sendung.

Das wird Ärger geben, dachte sie beinahe hoffnungsvoll. Während sie sich umdrehte und effektiv über die Bühne schritt, vergewisserte sie sich mit einem raschen Blick, dass im Hintergrund auf jeder Seite der Bühne jemand vom Sicherheitsdienst stand: zwei stämmige Männer in Schwarz mit geschorenem Kopf, die Arme verschränkt. Alles in Ordnung. Sie drehte sich schwungvoll um und schaute in Kamera zwei, wobei sie den Blick zugleich auf die Fernsehzuschauer, das Publikum im Saal, das seit zehn Minuten kaum zu atmen wagte, und die Studiogäste richtete – die beste Auswahl aus den Versagern des Landes, die ihr Team für diese Woche hatte auftreiben können. *Carries Markenzeichen* hatte der Sendeleiter diese Geste einmal genannt. Das gefiel ihr.

»Sie wollen damit also sagen, Jason ...« Sie unterbrach sich, setzte eine betroffene Miene auf und fuhr dann fort: »... dass

Ihr kleiner Neffe in Wirklichkeit Ihr Sohn ist. Und jetzt fordern Sie Ihr Recht an dem kleinen Goldstück ein, um sich an Ihrem Bruder zu rächen?«

Den Rücken zur Kamera, ging sie langsam auf den jungen Mann zu. Sie war sich bewusst, dass ihr Rock schick aussah. »Wofür wollen Sie sich an ihm rächen, Jason?«, flüsterte sie, indem sie sich weit hinunterbeugte. Für das Mikro war ihre Stimme immer noch laut genug. »Ich muss sagen, das verstehe ich noch nicht recht. Wir haben den Bericht gesehen und uns bei Ihnen zu Hause davon überzeugen können, wie es in Ihrer Familie ... äh ... zugeht.« Eine rasche Drehung zur Kamera, ein entrüsteter Blick. »Da funktioniert überhaupt nichts, nicht wahr, Jason? Ihre Familie ist total kaputt, und Sie stehen mit Ihren sechzehn Jahren schon auf der Verliererseite.« Sie dachte an ihren eigenen Sohn, der nur ein Jahr jünger war, verscheuchte den Gedanken jedoch sofort wieder. Die Zuschauer sollten ihr keine persönliche Regung anmerken. Plötzlich brüllte sie den Jungen beinahe an: »Ist es nicht so, dass Sie im Alter von vierzehn Jahren mit der siebenundzwanzigjährigen Frau Ihres Bruders geschlafen haben?«

Sie trat einen Schritt zurück und überließ dem Jungen die Bühne. Jetzt gab es zwei Möglichkeiten: Entweder er fing an zu heulen wie ein Baby, oder er musste sich gleich gegen seinen Bruder zur Wehr setzen, der keine zwei Meter von ihm entfernt sprungbereit auf der Kante seines Stuhls hockte.

Seltsamerweise tat der Junge gar nichts.

»Was wir gern wissen möchten, Jason, ist, wen der kleine Tyler denn nun Daddy nennen soll – Sie oder Ihren Bruder?«

Wie erwartet lief ein unwilliges Raunen durchs Publikum im Studio.

»Gut gemacht«, kam es durch ihren Ohrhörer.

Das genügte. Der Bruder, der bisher nicht viel gesagt hatte,

stürzte sich brüllend und fluchend auf Jason und stieß ihn vom Stuhl, der bewusst ein wenig kippelig konstruiert war. Carrie wartete einen Augenblick ab, ebenso wie die Sicherheitsleute, die entsprechende Anweisungen hatten. Doch so erwünscht ein Handgemenge war, zu einem Blutvergießen durfte es nicht kommen – vielleicht saßen manche der Fernsehzuschauer ja noch beim Frühstück.

Also trat Carrie zurück, als die Sicherheitsleute auf die Bühne marschiert kamen und die beiden Brüder wieder auf ihre Plätze beförderten. »Jetzt beruhigen Sie beide sich mal«, befahl Carrie, und im Studio wurde es still. Zuerst an Jason, dann zur Kamera gewandt fügte sie hinzu: »Ich glaube, jetzt sollten wir erst einmal hören, was Bobbi-Jo dazu zu sagen hat, nicht wahr? Und dann schauen wir uns das Ergebnis des DNA-Tests an.«

Carrie strich sich die blonde Strähne, die ihr über die Wange fiel, bewusst nicht zurück. »Hübsch«, hörte sie die Stimme des Regisseurs in ihrem Ohr und fuhr fort: »Nach einer kurzen Pause geht es weiter mit *Reality Check*, und dann erfahren Sie, wer nun wirklich der Vater des kleinen Tyler ist. Bleiben Sie dran.« In einer für sie typischen Geste deutete sie mit dem Finger auf ihr Auge und dann ins Publikum, als wolle sie den Leuten zu verstehen geben, dass sie beobachtet wurden und dass die Kamera jederzeit auch in ihr Leben eindringen konnte.

»Sendepause!«, rief der Regisseur. »Zwei Minuten fünfundvierzig.«

In Wirklichkeit waren es drei Minuten, aber sie hielten sich immer fünfzehn Sekunden früher bereit. Auch wenn man nie wusste, wie die Show verlaufen würde – Carrie war in Livesendungen wie dieser in ihrem Element. Alles war unter Kontrolle und folgte einem präzisen Plan, so, wie sie es gern hatte.

Die Leute im Zuschauerraum scharrtten mit den Füßen und tuschelten miteinander. Ohne die gescheiterten Existenzen, die

ihre Studiogäste waren, weiter zu beachten, verließ Carrie die Bühne und setzte sich auf den für sie reservierten Stuhl. Sie trank einen Schluck des eigens für sie importierten Schweizer Mineralwassers, ließ sich von der Maskenbildnerin das Make-up an Wangen und Lidern auffrischen und von der Stylistin die lose Haarsträhne so befestigen, dass sie ihr bei einer bestimmten Kopfbewegung erneut ins Gesicht fallen würde.

»Eine Minute zehn«, hörte sie über den Ohrhörer. Wie konnte sie diese kleine harte Nuss bloß knacken, bevor die Testergebnisse präsentiert wurden? Sie betrachtete den Jungen, der starr vor Angst auf der Bühne hockte. Auf der anderen Seite der Bühne hatte Bobbi-Jo Platz genommen. Dick und rotgesichtig saß sie da und konnte es kaum erwarten, sich vor laufender Kamera damit zu brüsten, dass sie einen minderjährigen Jungen verführt hatte.

Sie taten Carrie leid. Alle ihre Gäste taten ihr wirklich leid. Die Schuld brannte tief in ihrer Brust, und es machte sie traurig, dass sich das Leben der Leute, die in ihrer Show auftraten, trotz aller späteren Hilfsangebote niemals ändern würde. Doch gleich darauf durchflutete Carrie wie eine warme Strömung das Gefühl der Sicherheit, in dem sie badete, das sie antrieb und dem sie ihren grandiosen Erfolg verdankte.

Ich bin nicht so wie sie.

Noch einen Hauch von Lipgloss, dann schritt sie wieder auf die Bühne und blickte lächelnd in die Kamera, während sie sich anschnittete, diese erbärmliche Familie hinter ihr auseinanderzunehmen.

Brody Quinell lag im Dunkeln und überlegte, was da so stank. Vielleicht waren es die Fastfoodverpackungen der vergangenen Abende oder wieder einmal die Abflussrohre. Vielleicht kam es aber auch aus der Wohnung über ihm. Das waren Schweine.

Aber eigentlich störte ihn der Geruch nicht besonders. Er mochte es, im Dunkeln zu liegen, die Herbstsonne, die durch das Fenster fiel, auf seiner Haut zu spüren und sich einzubilden, er läge am Strand. Jamaika. Er hörte Musik – das dumpfe Dröhnen von Bässen –, doch es war kein Reggae und auch keine Steeldrum, sondern irgend so ein Emopunk-Gejaule. Es gefiel ihm ganz gut. Das Dröhnen ging durch seinen ganzen Körper. Draußen auf dem Flur schrie jemand, und ein kleines Kind weinte. Die Musik wurde lauter.

In Brodys Hemdtasche vibrierte sein Handy. »Ja«, meldete er sich. Wahrscheinlich die Uni. Heute wollte er nicht an Arbeit denken, sondern nur ungestört in der Dunkelheit liegen. Doch plötzlich richtete er sich auf und schwang die Beine über die Bettkante. »Tatsächlich?« Um wach zu werden, rieb er sich mit seinen großen Händen über das müde Gesicht. »Bis du sicher?« Das langsame, nachdrückliche Ja weckte Brody endgültig auf. »Scheiße«, sagte er und tastete nach seiner Kleidung. »Halt die Stellung, ich bin in zwanzig Minuten da. Sorg dafür, dass nichts nach außen dringt, klar? Du darfst mit *niemandem* reden.«

Während er sich mit seiner Jeans abmühte, wählte Brody Fionas Nummer. »Na los ... komm schon ... geh ran ... Fiona, du musst sofort rüberkommen. Es ist was passiert.«

»Ich bin schon unterwegs, Professor«, antwortete sie in ihrer typischen superpatenten Art.

Kurz darauf klopfte es an der Tür. Das Handy noch immer am Ohr, ein Bein in der Jeans, durchquerte Brody das Zimmer, um zu öffnen. Das Hemd hatte er noch nicht angezogen.

»Wie ich sehe, bist du schon fast fertig«, bemerkte Fiona beim Eintreten. Sie klappte ihr Handy zu. »Hier drin stinkt's, Brody.« Schnuppernd ging sie in die Küche, wo sie den Deckel vom Mülleimer fegte, den Inhalt der Mülltüte zusammendrückte und die Tüte verknotete.

»Meine Haushälterin hat sich krankgemeldet.«

»Du hast gar keine Haushälterin. Aber wenn du eine hättest, würde sie sich mit Sicherheit krankmelden.«

Brody hörte, wie Fiona die Mülltüte aus dem Eimer zog und sie draußen auf dem betonierten Laubengang abstellte, der an der Hofseite des Häuserblocks verlief und Hunderte trister Wohnungen miteinander verband. Ein Grüppchen Jugendlicher am anderen Ende des Ganges feixte und rief Fiona obszöne Bemerkungen zu. Sie schloss die Tür.

»Soll ich dir beim Anziehen helfen, oder schaffst du es allein?«, fragte sie.

Brody steckte sich eine Zigarette an. »Erst muss ich nachdenken.«

»Willst du nicht lieber sofort –« Fiona unterbrach sich. Wahrscheinlich hatte sie eingesehen, dass es besser war, ihn nicht zu stören, dachte er. Wenn es stimmte, was er gerade erfahren hatte, dann hatte er sich seine Zigarette redlich verdient. Er hatte ein Genie entdeckt.

»Wenn ich zu Ende geraucht habe.« Brody tastete auf dem Boden nach dem Aschenbecher. Der musste doch hier irgendwo sein. Als er ihn nicht fand, schnippte er die Asche aus dem schmalen Fensterspalt. Sie wurde vom Wind sofort wieder hereingeweht, doch er bemerkte es nicht.

Fiona lief in Brodys kleinem Wohnzimmer auf und ab. Er wusste, wie ungern sie in seine Wohnung kam. Normalerweise war er schon fertig, wenn sie ihn abholte, und sie zogen sofort los. Sie sagte, sie fände die Wohnung mit dem ekligen orangebraunen Teppich, den nikotingelben Wänden und den dunklen, eingestaubten Möbeln deprimierend. Hier wurde nie aufgeräumt. Unzählige Male hatte sie schon versucht, ihn zu einem Umzug zu überreden, aber er weigerte sich strikt.

»Kannst du nicht schneller rauchen?«, fragte sie.

»Nein, nicht wenn ich nachdenke.« Brody zog sich ein Hemd über, schloss den Gürtel seiner Jeans und ging durch das Zimmer, das ihm bis in den kleinsten Winkel vertraut war. Er stützte sich auf die Rückenlehne eines Sessels. »Die Frage ist«, begann er langsam, »was mache ich jetzt mit ihm?«

»Schreib die Einleitung, bring die Arbeit raus und gib ihm eine neue auf.« Sie klimperte mit den Autoschlüsseln. »Allerdings wirst du das nie schaffen, wenn du nicht endlich die Zigarette ausmachst.«

»Wir müssen das jetzt in einem größeren Zusammenhang sehen. Was diese Lösung für die Welt der Mathematik bedeutet.« Brody redete sich in Hitze. »Verdammt, das ist nicht mal Einstein gelungen, Fi.« Er ging mit großen Schritten durchs Zimmer und stieß dabei gegen den Couchtisch. Dann umfasste er Fionas schmale Schultern mit seinen großen dunklen Händen. »Ich korrigiere mich. Es ist kein großer, sondern ein riesiger Zusammenhang. Da saß dieser Junge monatelang in meinem Seminar, ohne den Mund aufzumachen. Aber ich wusste, dass er etwas Besonderes ist.«

»Nimm's mir nicht übel, aber ich hätte lieber keine Zigarettentasche auf meinem Kostüm.«

Brody schwitzte, sei es vor freudiger Erwartung oder weil die Tragweite des Ganzen ihm Angst machte. Nun war er für Ricky verantwortlich. Er war es gewesen, der dem Jungen zusammen mit der Aufgabenstellung die unbewiesene statistische Theorie untergeschoben hatte in der Hoffnung, damit den Ehrgeiz des verschlossenen, schüchternen Einzelgängers zu wecken. »Das wird unser Leben verändern«, sagte er und warf die Kippe zum Fenster hinaus.

Dann hakte er sich bei Fiona unter und ließ sich von ihr zum Auto führen. Er stieg ein und schnallte sich an. Der Motor brummte, im Radio liefen die Vormittagsnachrichten.

Plötzlich hörte er ein Klicken. Fiona hatte das Radio ausgeschaltet.

»Nun mach schon«, sagte er. »Ich muss da hin und es selbst sehen.«

Der Motor verstummte. Es herrschte Stille.

»Was ist denn, Fiona? Fahr mich zur Uni.«

»Nein«, erwiderte sie schlicht. »Ich will, dass du aus diesem Dreckloch ausziehst.«

»Was?«, fragte Brody ungläubig. Dann schlug er mit der Faust gegen die Tür. »Fahr endlich los, Fiona. Ich will mit Ricky sprechen, bevor die Geschichte publik wird.«

»Nein.«

Brody hörte, wie der Zündschlüssel abgezogen wurde. »Jetzt sei nicht albern, Frau. Dafür bezahle ich dich nicht.«

»Du bezahlst mich überhaupt nicht. Die Uni zahlt mein Gehalt.«

»Das kommt doch aufs Gleiche raus.« Natürlich – ohne ihn hätte sie den Job nicht bekommen. »Jetzt fahr los, sonst gehe ich zu Fuß.«

»Das wirst du wohl müssen, wenn du mir nicht versprichst, dir irgendwo eine andere Wohnung oder ein nettes Häuschen zu suchen.«

Brody hörte, wie sie scharf einatmete. Offenbar tat es ihr bereits wieder leid, dass sie ihn praktisch aufgefordert hatte zu laufen. Er sagte nichts.

»Ach Gott, es tut mir leid.« Sie steckte den Schlüssel wieder ins Zündschloss und ließ den Motor an, doch Brody war schon ausgestiegen. Er beugte sich zum offenen Fenster hinunter und sagte: »Schön. Wenn du willst, dass ich laufe, dann laufe ich eben.«

»Nein ... nicht doch. Ich kann einfach nicht mit ansehen, dass du in diesem ...«, Fiona zögerte, »... in dieser Wohnung haust.«

»Dann mach's wie ich, Schätzchen: Schau nicht hin.« Brody lachte, dann wandte er sich ab und zog einen weißen Teleskopstock aus der Tasche. Er hob den Kopf, witterte einen Moment lang wie ein Jagdhund und drehte sich dann schwungvoll um hundertachtzig Grad.

Er wusste, dass Fiona ihn beobachtete. Sicher wunderte sie sich, woher er wusste, in welcher Richtung die Universität lag. Damit er nicht überfahren wurde, fuhr sie die ganze Zeit im ersten Gang hinter ihm her.

Nach einer halben Stunde gab Brody auf und stieg wieder ins Auto.

»Ich sagte weiß, Martha.« Carrie sprach mit leiser Stimme, was nach Marthas Erfahrung schlimmer war, als wenn sie schrie. »Weiß.« Nicht mehr als ein Flüstern. Sie hatte es wirklich nicht nötig zu schreien.

Carrie trat auf das glänzende Pedal des Mülleimers und ließ die Schweizer Schokolade hineinfallen.

»Aber die Schachtel war doch weiß, meine Liebe«, wandte Martha achselzuckend ein.

»Die Pralinen. Ich wollte welche aus weißer *Schokolade*, Martha.« Kopfschüttelnd hielt sich Carrie das vibrierende Handy ans Ohr. »Ja, Leah, was gibt's?« Sie durchquerte die Küche und trat an die riesige Fensterfront, die auf den Garten mit seinem Wasserfall auf stählernem Grund, den mit Glas überdachten Gehwegen und den japanischen Pflanzen hinausging. »Ich? Gestresst?« Carrie lachte. »Warum um Himmels willen sollte ich gestresst sein?« Sie schritt durch den breiten Flur ins Wohnzimmer, wo Martha sie nicht hören konnte. »Diese dumme Person hat Milkschokolade besorgt statt weiße. Dieser ganze Küchenkram geht mir auf den Geist.«

Carrie streifte ihre Schuhe ab und kuschelte sich auf die le-

derbezogene Chaiselongue, die kürzlich geliefert worden war. Sie war froh, dass Leah angerufen hatte. »Muss ich das wirklich?«, fragte sie in bittendem Ton – eine Seltenheit bei Carrie –, beschwichtigt durch den melodischen irischen Akzent ihrer Freundin und Sendeleiterin. Die Aussprache erinnerte Carrie an ihr Landhaus, den Garten, das Gras. An üppiges Grün. An normale Dinge.

»Könnt ihr nicht früher kommen? Du weißt doch, ich koche nicht.« Carrie warf einen prüfenden Blick auf ihre Hände und überlegte, ob noch Zeit für eine Maniküre war, bevor sie eintrafen. »Um fünf, Schätzchen. Bitte. Und besorg mir unterwegs ein paar weiße Pralinen. Schweizer.«

Bevor Leah etwas einwenden konnte, beendete Carrie das Gespräch und ging wieder zu ihrer Haushälterin in die Küche. Da war noch einiges zu klären.

In ihrer weißen Uniform verschmolz Martha fast mit den strahlend weißen Schränken. Man sah nur ihr grauschwarzes Haar und die blauen Augen. Augen, in denen noch immer die Fassungslosigkeit über das stand, was Carrie gerade getan hatte. Diese kleine Pralinen-schachtel schlug im Haushaltsbudget bestimmt mit fünfzig Pfund zu Buche.

»Wollen Sie sie wirklich nicht?« Martha blinzelte und schluckte. »Ich bräuchte nämlich ein kleines Dankeschön für meinen Arzt. Der Tumor hat nicht gestreut.«

»Was?« Carrie blickte auf und winkte lächelnd ab. Sie war schon wieder am Telefon. »Nein, nein. Nehmen Sie sie nur, Martha.« Da sie keine Verbindung bekam, legte sie das Telefon auf die Arbeitsplatte aus Granit und fügte hinzu: »Es tut mir leid, ich wollte vorhin nicht undankbar klingen.« Sie streckte die Hand nach der Schulter der älteren Frau aus. Martha arbeitete seit neun Jahren für sie und wusste viel von ihr – zu viel, wie Carrie manchmal dachte. »Wann kommt der Partyser-

vice?«, fragte sie, zog die Hand zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Es wäre unpassend gewesen, die Haushälterin zu berühren.

Martha wurde so bleich, dass sie noch mehr mit ihrer Umgebung verschmolz. »Partyservice?«

»Ja.« Carrie lachte ein wenig nervös. »Ich habe Sie doch vor einer Woche gebeten, etwas für das blöde Essen heute Abend zu bestellen.«

»Aber ... aber Sie haben doch gesagt, Sie wollten selbst kochen, weil das doch jetzt Mode ist und alle Welt es tut, um Geld zu sparen.« Martha hielt den Atem an. »Die Zutaten werden nachher geliefert, meine Liebe.«

Carrie wurde ganz ruhig, genau wie sie es im Fernsehen immer tat, bevor sie einem ihrer Gäste die Hölle heißmachte. Sie lächelte schmallippig und kniff die Augen zusammen. Ihr Kinn reckte sich ein klein wenig vor, und ihre Schultern spannten sich. Seitlich an ihrem Hals pulsierte eine Ader, die man normalerweise nicht sah, im Rhythmus ihres Herzschlags.

»Als ich sagte, dass Kochen *in* sei«, entgegnete sie langsam, »sollte das nicht heißen, dass ich selbst kochen will.« Dann stieß sie ein kleines Lachen aus. Sie konnte sich nicht erlauben, in Gegenwart ihrer Haushälterin die Nerven zu verlieren, denn wenn sie sie hinauswarf, würde die Frau wahrscheinlich ihre Geschichte an die Presse verkaufen, auch wenn sie sich vertraglich zur Verschwiegenheit verpflichtet hatte.

Carrie seufzte. Wenn sie beim Fernsehen etwas gelernt hatte, dann war es Selbstbeherrschung, und so fiel es ihr nicht schwer, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. Die Situation war noch zu retten. Gerade noch. Sie hatte ihre Leute und genügend Geld, um ein ganzes Restaurant zu reservieren – ach was, sogar zu *kaufen*, wenn es sein musste. Leah hatte gesagt, der Produzent aus den USA würde gern die englische Gastfreundschaft

kennenlernen. Also würde sie dafür sorgen, dass er englische Gastfreundschaft erlebte.

»Wo ist Clive heute?«, fragte sie. Ihre Gedanken rasten. War ihr Haus in Hampstead mit seinen fast vierhundert ganz in Weiß gehaltenen Quadratmetern wirklich ein Sinnbild englischer Gastfreundschaft? Dazu war es doch etwas zu nüchtern. Sie hatte sich das nicht richtig überlegt. »Ach, verdammt, Martha, treiben Sie Clive auf.«

Carrie wollte sich ein wenig hinlegen. Es war erst halb zwölf, und ihr blieb noch genügend Zeit, um alles zu regeln. Sie nahm die Fernbedienung und ließ die Fensterblenden herunterfahren, denn sie spürte, dass sich Kopfschmerzen ankündigten. Gleich darauf klingelte das Telefon.

»Clive, Gott sei Dank! Kannst du uns nachher zu dritt nach Charlbury fliegen? Du bist ein Engel. Mach dir mit Sally irgendwo ein schönes Wochenende auf meine Rechnung. Bis später.« Sie beendete das Gespräch und drückte dann die Kurzwahltaste für Charlbury Hall. »Los, los, geh schon ran!« Sie atmete tief durch, wie sie es von ihrem Therapeuten gelernt hatte. »Daniel? Ich komme heute Abend mit zwei Gästen zum Essen. Kannst du was Englisches machen? Es muss *sehr* englisch sein ...« Sie wollte schon auflegen. »Ach ja, du hast meine Erlaubnis, Wein aus dem zweiten Keller zu nehmen.«

Carrie nickte zufrieden. Der Abend war gerettet. Sie ließ sich wieder auf ihr Bett sinken und lächelte bei der Vorstellung, wie sie in der Küche stand und mit Tellern und Zutaten hantierte. *Absurd*, war ihr letzter Gedanke, bevor sie einschlummerte und von einer amerikanischen Version von *Reality Check* träumte.

Dayna Ray kritzelte auf dem Umschlag ihres Mathebuchs herum. Sie hatte alle vier Ränder mit blauen Bögen verziert und malte nun dasselbe in Grün. In die Mitte setzte sie ein Herz und

überlegte, ob sie den Namen des Neuen hineinschreiben sollte, fand es dann aber verfrüht. Sie wollte es sich erst noch überlegen und herausfinden, wer er war und woher er kam.

Der Lehrer redete ohne Punkt und Komma. Diese blöden Gleichungen. Irgendwas mit quadratisch – wen interessierte das schon? Mit dem Fuß angelte sie nach dem Riemen ihres Rucksacks, zog ihn näher zu sich heran und holte eine Tüte Chips heraus. Als sie sie aufriss, hustete sie laut.

»Gib mir was ab«, flüsterte Neil von der Nebenbank.

Dayna verzog entnervt das Gesicht. Doch dann sah sie, dass der Idiot seine Hand in die Luft reckte. Sie verdrehte die Augen und reichte ihm die Tüte, als der Vertretungstyp vorn gerade nicht hinschaute. Mathelehrer Denton war wegen Krankheit ausgefallen.

»Iss sie bloß nicht alle auf!«, zischte sie.

»Wer redet da hinten?« Mit einem Ruck drehte sich der Lehrer zur Klasse um. Keiner seiner Schüler passte auf oder schrieb ab, was an der Tafel stand. Die meisten tippten unter dem Tisch SMS, einige lasen in Zeitschriften, und einer schlief. »Was ist los mit euch, ihr kleinen Faulpelze?«, fuhr er sie an.

Dayna blickte auf. Links von ihr lachte jemand. Vielleicht passierte ja wieder was Interessantes, so wie beim letzten Mal, als die Vertretungslehrerin weinend hinausgerannt war und sie für den Rest der Stunde tun und lassen konnten, was sie wollten.

In Englisch passte Dayna allerdings immer auf. Englisch war das einzige Fach, das sie mochte. Nur dafür kam sie überhaupt noch zur Schule. Diese ganzen verrückten Lebensgeschichten, von denen manche noch abenteuerlicher waren als ihre eigene.

»Gib sie wieder her, du Blödmann!« Dayna beugte sich zur Seite und griff nach der Chipstüte. Dabei kippte ihr Stuhl um, und sie landete auf dem Boden. Die ganze Klasse johlte und

brüllte. Ein Hagel von Papierkügelchen prasselte auf ihren Kopf nieder.

»Wie heißt du, Mädchen?«

Dayna blickte auf. Vor ihr stand der Lehrer. Er hatte eine pockennarbige Haut und kleine Hände. »Dayna, Sir.« Sie rapelte sich hoch und stellte ihren Stuhl wieder auf. Ihre Hüfte tat weh. »Dayna Ray.« Sie hängte sich schon mal den Rucksack über die Schulter, denn er würde sie bestimmt hinausschicken. Umso besser, dachte sie.

»Also, Miss Ray, für deine Dummheit darfst du dich jetzt beim Schulleiter melden.« In der Klasse erhob sich unwilliges Gemurmel, allerdings nicht weil die anderen ihr einen Rüffel von »Jack the Crack« nicht gegönnt hätten. Sie ärgerten sich nur, weil Dayna damit für den Rest des Tages frei hatte.

»Das ist ungerecht, Sir. Wenn wir alle vom Stuhl kippen, dürfen wir dann auch nach Hause gehen?«

»Sei still, du Dummkopf.« Der Vertretungslehrer kritzelte etwas auf einen Zettel. »Bring das zu Mr Rushen, der wird dir schon Manieren beibringen, du dummes Mädchen.«

»Dürfen Sie eigentlich so was zu mir sagen, Sir?« Dayna blickte aus kajalumrandeten Augen zu ihm auf. Er fragte verwirrt nach, was sie damit meinte. »Na, ob Sie mich dumm nennen dürfen.« Wieder Gelächter. Ein Pfiff. Dass Dayna Ärger machte, war ja noch nie da gewesen. Sie wurde rot und wandte den Blick ab. Dabei bemerkte sie den neuen Jungen, wie hieß er noch gleich? Er saß in seiner Ecke und beteiligte sich nicht an dem allgemeinen Gejohle. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte Dayna zu erkennen, was er da trieb. Er liest, dachte sie auf dem Weg zur Tür. Er las in einem Buch, aber es sah nicht aus wie ein Mathe-Lehrbuch. Ohne den Blick von ihm zu wenden, drehte sie den Türknopf.

Gerade als sie hinausging, hob der Junge mit dem schwarzen

Haar, dem dünnen Hals und der zerrissenen Jeans den Kopf und sah Dayna direkt in die Augen. Er lächelte nicht, runzelte auch nicht die Stirn oder machte freche Bemerkungen über ihren Abgang wie die anderen. Stattdessen zwinkerte er ihr fast unmerklich zu. Dann widmete er sich wieder seinem Buch.

»Geh mir aus den Augen, du dummes, dummes Mädchen ...«, hörte Dayna im Hinausgehen die Stimme des Lehrers. Sie hatte nicht die Absicht, sich im Büro des Schulleiters zu melden, aber sie wollte auch nicht nach Hause gehen oder in den Geschäften herumlungern. Nach der Pause hatten sie Englisch, das wollte sie nicht verpassen. Sie hatte einen Aufsatz geschrieben, und außerdem wollte sie mehr über den Neuen erfahren. Seit Beginn des Schuljahrs vor einer Woche hatte er noch kein Wort mit ihr gesprochen. Sie konnte sich nicht erinnern, ob er überhaupt mit jemandem geredet hatte.

»Ein Einzelgänger«, sagte sie zu ihrem Spiegelbild in der Mädchentoilette. »Da haben wir schon was gemeinsam.«

»Mit wem redest du denn, du Knalltüte?«, fragte eine Oberstufenschülerin, die mit ihrer Freundin hereingekommen war. Sie traten dicht an Dayna heran, die so tat, als wolle sie sich die Hände waschen. Dabei wollte sie doch nur ein wenig ungestört sein.

»Mit niemandem«, erwiderte Dayna achselzuckend und starrte zu Boden. Sie wusste, was jetzt kam. Ihre Wangen brannten, und ihr Mund wurde ganz trocken. Fast so wie damals, als sie ihr Scheuerpulver in den Mund gestopft hatten. Weil es keine Papierhandtücher gab, wischte sie sich die Hände an der Hose ihrer Schuluniform ab. Dann bückte sie sich nach ihrem Rucksack.

»Was haben wir denn da?« Die älteren Mädchen rissen ihr den Rucksack aus der Hand, öffneten ihn und wühlten darin herum.

»He, gebt das her!«, rief Dayna und griff danach.

»Nix da«, sagte die Blonde, und die beiden verschwanden mit dem Rucksack in einer Kabine, während Dayna von außen gegen die Tür trat und mit den Fäusten dagegenhämmerte.

»Iiuh, ist ja eklig!«, sagte eines der Mädchen. »Mann, guck dir das mal an.« Papier wurde zerrissen, und es klang, als würde der ganze Inhalt des Rucksacks ausgeleert. Ein paar lose Seiten aus einem teuren Buch kamen unter der Tür hindurchgeflattert.

»Lasst das, verdammt!« Dayna kämpfte gegen die Tränen. Es gab nicht viel, das sie zum Weinen brachte, denn sie hatte gelernt, hart zu sein, alles wegzustecken und in sich hineinzufressen. Normalerweise gelang es ihr auch. Sie trat noch einmal mit voller Wucht gegen die Tür, dann kamen die beiden Mädchen wieder heraus.

»Dreckige kleine Emo«, sagte die eine, dann gingen beide Arm in Arm davon. Ihr geglättetes Haar mit den blonden Strähnen fiel ihnen über den Rücken.

Dayna stellte fest, dass sie die meisten ihrer Habseligkeiten ins Klo gestopft hatten. Was nicht hineinpasste, hatten sie auf den dreckigen Boden geworfen und waren darauf herumgetrampelt. Dayna zog den Rucksack aus der Toilettenschüssel. Er war tiefend nass und tropfte ihr den Pullover voll. Ein paar der Bücher – darunter das bekritzelte Mathebuch – waren rettungslos durchweicht. Der Inhalt ihres Schminktäschchens lag im Hygienebehälter, und das wenige Geld aus ihrer Börse war weg.

»Blöde Ziegen«, schnaubte sie. Dann spürte sie, wie es losging – ein Brennen in der Brust, das sich mit jedem Herzschlag weiter in ihrem Körper ausbreitete. Sie klammerte sich am Rand eines Waschbeckens fest. »Ruhig atmen«, ermahnte sie sich selbst, als ihre Atemzüge immer flacher wurden. Der

Raum begann sich um sie zu drehen. Um nicht mit dem Kopf auf die Fliesen zu schlagen, hockte sie sich auf den Boden und wartete darauf, dass ihr schwarz vor Augen wurde. So etwas passierte ihr nicht oft und nur, wenn sie bis zum Äußersten gereizt wurde.

»Es ist gut, es ist alles gut«, murmelte sie vor sich hin. Alles erschien ihr auf einmal wie ausgebleichen, farblos und unwirklich. Ihre Sicht verschwamm, wie sie es bereits kannte, ihre Glieder kribbelten, ihr Mund war staubtrocken, und hinter der Stirn spürte sie das erste Pochen einer Migräne. Sie starrte vor sich hin, zählte und konzentrierte sich auf ihren Atem, wie sie es aus den Büchern gelernt hatte.

Lass dich nicht von ihnen unterkriegen, sagte etwas in ihr. Du bist besser als sie.

Plötzlich sammelte sich Speichel in ihrem Mund. *Bitte, jetzt nicht auch noch kotzen*, flehte Dayna stumm und griff nach einer staubigen alten Rohrleitung, die hinter den Waschbecken verlief. Sie spürte, wie sich die tröstliche Wärme des Rohrs in ihren Händen, den Armen und schließlich im ganzen Körper ausbreitete. Mit halbgeschlossenen Augen zählte sie immer wieder bis zehn und wiegte sich dabei hin und her, um sich zu beruhigen.

Dann war der Anfall vorbei, so plötzlich, wie er gekommen war. Sie hatte gesiegt. Das war das Einzige in ihrem Leben, worauf sie Einfluss hatte.

Als es klingelte, stand Dayna vom Boden auf und verließ die Toilette. In einer halben Minute würde das Pausenchaos losbrechen und eine halbe Stunde lang anhalten.

Mit raschem Schritt durchquerte sie das Gebäude, ging hinaus und umrundete den Naturkundetrakt. An der Rückseite angekommen, zog sie einen halbgerauchten Joint aus der Tasche und betrachtete ihn. Dabei beschlich sie das Gefühl, be-

obachtet zu werden. Sie sah sich nach allen Seiten um. Dauernd spionierten sie ihr nach, folgten ihr mit ihren Blicken, lachten sie aus und ließen sie wissen, was für ein Loser sie doch war.

»Bloß nicht heulen, du blöde Kuh«, schalt sie sich selbst, grub die Fingernägel in ihre Handfläche und trat gegen die Mauer. Dann zündete sie den Joint an und zog langsam daran, damit er lange hielt. Für ihren Vorrat hatte sie bei Ebay das Silberarmband verkauft, das ihr leiblicher Vater ihr als Baby geschenkt hatte. Es war die Sache wert gewesen. Schon nach wenigen Zügen fühlte sie sich besser. Als ein paar jüngere Schüler es wagten, näher zu kommen, starrte sie sie wütend an, damit sie sie in Ruhe ließen. Sie hasste sie alle.

Dayna schauderte in dem kühlen frühherbstlichen Wind, der zwischen dem Naturkundetrakt und dem Zaun hindurchpiff. Sie zog ihr Handy aus der Tasche und betrachtete sich in der verspiegelten Rückseite. Dann leckte sie einen Finger an und versuchte, das verschmierte Make-up unter ihren Augen abzuwischen. Beim Anblick ihres schwarz-orange gesträhten Haars dachte sie, dass sie wie eine Wildkatze aussah. Voller Selbstverachtung steckte sie das Handy wieder ein und rauchte ihren Joint zu Ende.

Als es Zeit für die Englischstunde war, schlich sie zurück in die Schule und warf dabei verstohlene Blicke auf die Horden von Schülern, die sich in den Fluren und Klassenräumen zusammengerottet hatten. Sie setzte sich auf ihren Platz und schlug die Bücher auf, die sie gerettet hatte. Ihr Lehrer hatte sie ihr gegeben, weil Dayna, wie er sagte, ein Gefühl für Sprache hatte. Sie sollte viel lesen, ein wenig experimentieren, hatte der Lehrer hinzugefügt. Mit gesenktem Kopf machte sich Dayna Notizen zu den Charakteren in *Romeo und Julia*. Während sie auf ihrem Bleistift herumkaute, wanderte ihr Blick zu dem neuen Jungen hinüber, der ebenfalls arbeitete. Sie über-

legte, ob er wohl wie Romeo wäre, wenn sie sich ineinander verliebten.

Dann konzentrierte sie sich wieder auf ihr Buch, listete die Personen auf und kreiste ihre Lieblingsfiguren rot ein. Sie kritzelte Randbemerkungen, strich die Stellen an, die ihr besonders gefielen, und runzelte die Stirn, wenn sie etwas nicht verstand, diese Sprache, die ihr manchmal wie ein einziges fremdartiges Kauderwelsch erschien. *Ein Gefühl für Sprache* ... Sie dachte an die Worte ihres Lehrers und fragte sich, wieso sie das Leben fiktiver Figuren so gut verstand und ihr eigenes überhaupt nicht.

Carrie Kent war schwer enttäuscht von dem amerikanischen Produzenten. Wollte er wirklich übers Geschäft reden? Unter dem Tisch stieß sie Leah mit dem Fuß an, worauf diese sie stirnrunzelnd ansah. Carrie erwiderte den Blick ebenso finster. Hoffentlich war ihre beste Freundin, Produzentin und rechte Hand zufrieden mit ihr. Sie hatte gute Miene zum bösen Spiel gemacht und einen ganzen Abend verplempert, ohne dass sich die geringste Aussicht auf eine eigene Serie im US-Fernsehen ergeben hätte.

Dieser furchtbare Typ hatte nichts zu bieten als irgendeine dämliche Show auf einem obskuren Kabelkanal. Er war nur gekommen, um sie anzuglotzen, damit er später erzählen konnte, er habe bei seinem Besuch in London einen Abend mit der berühmten Carrie Kent verbracht. Wenn sie nur daran dachte, was das alles kostete – der Hubschrauber, das Essen und, ach ja, der *Wein*. Sie mochte reich sein, aber Geld zum Fenster hinauszuerwerfen ging ihr zutiefst gegen die Natur. Manche Dinge waren eben genetisch festgelegt.

»Also«, begann sie und beugte sich mit aufgestützten Armen vor. Am besten, sie behandelte ihn wie einen ihrer Talkshow-

Gäste. Bob Dane oder Dole oder Dreary – wie auch immer – legte das Besteck hin, vergaß sein Kaninchenfrikassee und schmolz angesichts ihres Lächelns und ihres tiefen Dekolletés förmlich dahin. »Ich Dummerchen dachte doch tatsächlich, Sie wollten mit mir über eine US-Ausgabe meiner Show sprechen, Bob«, sagte Carrie.

Er tupfte sich den Mund ab und lachte. »Bill. Ich heiße Bill.«

Carrie warf einen Blick zu der Uhr auf dem Kaminsims. Viertel vor zehn. Ob es schrecklich unhöflich wäre, wenn sie um halb elf Schluss machte? Im Schlussmachen war sie sehr gut – sie tat es jede Woche in ihrer Show, meist nachdem sie ihre Gäste zur Strecke gebracht hatte. Sie überlegte, ob es wohl unangenehm auffiele, wenn sie nach oben verschwand und sich einen Film ansah.

»Entschuldigen Sie bitte, *Bill*.« Als der Kellner herumging und Wein nachschenkte, beugte sie sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm ins Ohr: »Keinen neuen mehr aufmachen.« Dabei warf sie einen wehmütigen Blick auf die sich rasch leerende Flasche Château Latour, die sie für die vermeintlich besondere Gelegenheit aus ihrem speziellen Keller hatte holen lassen. Es war ein Witz, dass sie den edlen Tropfen an diesen Blödmann verschwendete, anstatt drei, vier oder fünf Flaschen davon in gemütlicher Runde mit ihren besten Freunden zu trinken. Es wäre sogar immer noch besser gewesen, sein samtiges Aroma allein zu genießen, ausgestreckt auf dem Bett, einen Teller mit französischem Käse neben sich, und dabei zur Ruhe zu kommen.

»Also, was halten Sie von meiner kleinen Show?« Carrie entging nicht, dass Leah die Augenbrauen hochzog, sich die Lippen betupfte, um ihr Feixen zu verbergen, und ihr kantiges Kinn ein wenig vorschob. Später würden sie wahrscheinlich darüber lachen, doch im Augenblick war es eine Qual.

»Ich hatte noch nicht das Vergnügen, Ihre Sendung zu sehen,

Mrs Kent.« Mit einer Hand lud sich Bill die Gabel mit Kaninchen voll, während er mit der anderen sein Weinglas an die Lippen hob. »Aber ich habe schon so viel von Ihnen gehört, dass ich Sie einfach kennenlernen musste.«

Wie konntest du mir dieses Treffen antun, Leah? Carrie warf ihrer Freundin einen entnervten Blick zu.

»Und Ihre englische Gastfreundschaft ist einfach großartig.« Er verschlang den Bissen.

Carrie schaute weg. »Das freut mich sehr. In zwanzig Minuten kommt Nathan mit dem Wagen und bringt Sie zurück nach London. Nicht wahr, Leah? Würdest du ihn bitte anrufen, um sicherzugehen, dass er pünktlich ist?«, fügte sie mit Nachdruck hinzu. Sie würde den Teufel tun, ihn zu seinem Hotel zurückfliegen zu lassen.

»Jawohl, Madam!« Leah salutierte grinsend und ging hinaus.

»Um ehrlich zu sein, Mrs Kent –«

»Miss Kent.« Noch einmal Mrs konnte sie nicht ertragen.

»Um ehrlich zu sein, nachdem ich den heutigen Abend in Ihrer Gesellschaft verbringen und Sie persönlich kennenlernen durfte ...« Er rückte seinen Stuhl näher an Carrie heran und strich mit einem Finger über ihr Handgelenk. Sie zog den Arm brüsk weg. »Jetzt, da ich Sie kenne –«

»Aber Sie kennen mich doch gar nicht«, entgegnete Carrie in dem Ton, den sie immer anschluss, wenn sie ihre Showgäste festnagelte. Er war an die falsche Frau geraten. Wie lästig.

»Ich würde Sie gern einmal zum Essen einladen ...«

»Alles klar mit Nathan«, sagte Leah. Sie war hinter Carries Stuhl getreten, erfasste die Situation und schlang ihre Arme um die bloßen Schultern ihrer Freundin. Dann beugte sie sich zu ihr hinunter und gab ihr einen zärtlichen Kuss auf den Mund. Carrie spielte mit und zog Leah an den Armen näher zu sich

heran. Die beiden Frauen warfen Bill einen mitleidigen Blick zu und lächelten mit hochgezogenen Augenbrauen. Er saß einen Moment lang da, als überlegte er, ob er sie beide einladen sollte, doch dann lief er rot an und entschuldigte sich.

»Sag nichts«, bat Carrie, nachdem er hinausgegangen war, und schob Leah von sich. Dann ließ sie den Kopf auf die Tischplatte sinken. Mit einem Schlag war die Erkenntnis über sie hereingebrochen, was für eine Wüstenei ihr Liebesleben war.

»Die Dinge müssen schon schlecht stehen. Wirklich miserabel«, stöhnte sie.

»Warum?« Leah verzog das Gesicht und wartete, dass ihre Freundin weitersprach.

Carrie hob den Kopf. »Ich habe tatsächlich mit dem Gedanken gespielt, seine Einladung anzunehmen.«

Max Quinell blickte an dem tristen Wohnblock hinauf, dessen unansehnliche Betonfassade mit dem Himmel verschmolz. Ihm gefiel es hier. Er mochte die Graffiti, die an diesem trüben Tag rot, schwarz und grün leuchteten. Ihm gefiel, dass es hier keine Haustüren mit Bäumen, sorgfältig gestutzten Büschen und Rasenflächen davor gab. Er mochte das beklemmende Angstgefühl, das ihn befiel, als er das Gebäude betrat.

Er zog die Kapuze über und hielt den Kopf tief gesenkt. Unter dem Arm trug er eine Schachtel. Sie war ein bisschen zerdrückt, aber der Inhalt war unversehrt. Mit der anderen Hand kramte er in seiner Tasche, tastete nach den Zigaretten, dem Feuerzeug, dem Geld, das seine Mutter ihm für Taxifahrten auf sein Konto überwies. Dabei nahm er sich nie ein Taxi. Da war der Schlüssel. In seiner Gesäßtasche steckte das Handy und wartete nur darauf, von den Jugendlichen geklaut zu werden, die in Grüppchen herumlungerten. Was er jedoch nicht in seiner Tasche fühlte und schmerzlich vermisste, war ein Messer. Der kom-

pakte, seidenglatte Griff, der die Klinge verbarg, im Handumdrehen gezogen, wenn es nach Ärger roch. Er stellte sich den Ausdruck ihrer Gesichter vor, wenn sie die funkelnde Klinge sahen. Den Schock, die Macht, die Sicherheit. Alle anderen hatten schließlich eins, oder nicht?

Aber er schaffte es einfach nicht, sich ein Messer zu beschaffen. Ohne Ausweis würde ihm keiner eins verkaufen, und er brachte nicht den Mut auf, sich eins von den Kids zu besorgen, die in der Siedlung, wo sein Vater wohnte, herumhingen. Vielleicht würde er noch mehr Ärger auf sich ziehen, wenn er eins hätte. Das wollte er nicht. Andererseits zog er auch dadurch Ärger auf sich, dass er keins hatte, sagte er sich, während er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufstieg.

Max hämmerte an die Tür. Er wartete eine Weile. Vielleicht war sein Vater ja ... beschäftigt. Mit jemandem. Dieser Frau, Fiona. Als keine Antwort kam, schloss er die Tür auf.

»Ach du Scheiße!«, rief er angewidert. Der Gestank war überwältigend. Den Ärmel gegen die Nase gedrückt, öffnete er die Vorhänge und riss alle Fenster der winzigen Wohnung auf. Er war schon länger nicht mehr hier gewesen. Und anscheinend auch sonst keiner, dachte er. So viel also zu dieser blöden Assistentin seines Vaters.

»Dad?«, rief er und stellte die Schachtel auf den Wohnzimmertisch. Dann ging er im Raum herum, kickte leere Dosen und alte Fastfood-Kartons beiseite, stolperte über verstreute Kleidungsstücke und hob hier und da CDs und diverse Geräte auf, die er seinem Vater im Laufe der Zeit mitgebracht hatte.

Mit einem Blick auf die Schachtel, die er heute dabei hatte, überlegte er, ob sein Vater das überhaupt haben wollte.

Seufzend ging Max in der winzigen Küche ans Werk, wo es am schlimmsten aussah. Er zog seine Kapuzenjacke aus und hängte sie über eine Stuhllehne. Dann räumte er den Stapel

schmutziger Teller und Essenskartons aus dem Spülbecken und begann auszusortieren, was in den Abfall gehörte.

Wenigstens hat er es geschafft, den Müll rauszubringen, dachte Max, als er den leeren Mülleimer mit der sauberen Tüte darin erblickte. Er steckte sich die Ohrhörer in die Ohren und drehte die Lautstärke voll auf. Irgendwie war der Gestank dann nicht mehr ganz so schlimm. Dann machte er sich an den Abwasch, tauchte die dünnen Arme in die Seifenlauge, die rasch braun und fettig wurde. Er ließ das Wasser ab, trocknete die erste Ladung Teller ab und machte anschließend weiter. Zum Schluss besprühte er alle Flächen mit einem Reiniger, den er unter dem ganzen Kram im Schrank gefunden hatte, und wischte nach. Es war doch so leicht, dachte er. Er konnte nicht verstehen, warum es hier so –

»Hey, Mann, was soll der Scheiß!«, schrie er. »Du hast mich fast zu Tode er–«

»Bringt dir deine Mutter eigentlich keine Manieren bei?«, fragte Brody und ließ seinen Sohn los, den er um die Brust gepackt hatte. Als Rache dafür, dass er sich angeschlichen hatte, bekam er einen Schwall Spülwasser ins Gesicht. »Wenn du dir unbedingt mit diesen blöden Dingen die Ohren zudröhnen willst, dann musst du eben auf Überraschungen gefasst sein.« Sein Vater lachte schallend. Offensichtlich hatte er gute Laune.

Max nahm die Ohrhörer heraus und spürte das schwache Tss-Tss der Musik in seiner Handfläche. Er schaltete den iPod aus und verstaute die dünnen Kabel in seiner Tasche. Dann wuschte er sich die Hände an seiner Jeans trocken und folgte seinem Vater ins Wohnzimmer. »Hier drin hab ich noch nicht aufgeräumt.«

»Gut, dann finde ich wenigstens alles wieder«, gab Brody zurück.

»So kannst du es aber nicht lassen. Tut denn diese Frau, die du da hast, keinen Handschlag?«

»Erstens *habe* ich diese Frau nicht. Zweitens gibt es keinen vernünftigen Grund, dass du in diesem Ton von ihr sprichst, und drittens bist du ein Teenager und solltest Verständnis und Sympathie für Unordnung aufbringen. Erzähl mir nicht, dass du zu Hause dein Zimmer aufräumst, wenn deine Mutter es sagt.« Brody steckte sich eine Zigarette an.

Max überlegte, ob er wohl auch eine rauchen durfte. Würde sein Vater es überhaupt merken?

»Bedien dich.« Damit war die Frage beantwortet. Brody warf ihm zielsicher die Packung zu. Wie machte er das nur? »Und erzähl mir nicht, dass du nicht rauchst.« Brody ging im Zimmer umher und schloss alle Fenster. »Ich rieche es doch. Verdammst kalt heute«, fügte er hinzu.

Die nächsten zehn Minuten saßen Vater und Sohn schweigend da. Max beobachtete, wie sich die Wangen seines Vaters bei jedem genüsslichen Zug nach innen zogen. Er hatte eine ganz besondere Art, die Zigarette mit seinen großen, dick geäderten Händen geschickt zum Mund zu führen und die Lippen darum zu schließen. Max machte es seinem Vater nach. Er schaute auf seine eigenen Hände, die kleiner, ein wenig heller und glatter waren. Als er die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger drehte, fiel sie ihm auf den schmutzigen Teppich.

»Fackel mir nicht die Bude ab«, ulkte Brody.

Lachend hob Max die Zigarette wieder auf und klopfte die Asche ab. »Hier«, sagte er, »ich hab dir was mitgebracht.« Er schob seinem Vater die Schachtel hin.

Brody hob sie hoch und schüttelte sie. Die Zigarette zwischen die Lippen geklemmt, wog er sie in der Hand. »Hoffentlich nicht schon wieder ein Blutdruckmessgerät.«

Max machte ein betretenes Gesicht. »Es ist ein elektrischer

Quirl. Du kannst Eier damit schlagen. Oder Milch aufschäumen.«

»Warum zum Teufel sollte ich das tun?«

»Für Omelettes, Cappuccino – was weiß ich?« Max hätte ihm das Geschenk am liebsten wieder abgenommen, aber seine Mutter wollte es bestimmt auch nicht. »Ich lege ihn in den Küchenschrank. Lass dir von Fiona zeigen, wie er funktioniert. Er kann ganz nützlich sein.« Er bemühte sich, in weniger unfreundlichem Ton von ihr zu sprechen. Tatsache war jedoch: Solange sie im Leben seines Vaters eine Rolle spielte, würden sich seine Eltern nicht wieder versöhnen. Das war eine verrückte Idee, das wusste er, doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte Fiona einfach nicht leiden. Als die Probleme angingen, hatte sie den Platz seiner Mutter eingenommen.

»In der Küche ist kein Platz mehr wegen dem ganzen anderen Scheiß, den du mitgebracht hast. Also keine Küchengeräte mehr, mein Sohn, verstanden? Gegen die Handys und CDs habe ich ja nichts einzuwenden, und der Wochenendtrip war eine nette Sache, aber keine elektrischen Grillpfannen und Backautomaten mehr.«

Max blinzelte. Sie waren immer offen zueinander gewesen. »Klar, Dad.« Er stand auf. »Ich mach dann mal mit dem Abwasch weiter.«

»Den Teufel wirst du tun«, erwiderte Brody. Er richtete sich auf und packte seinen Sohn am Arm. »Wir gehen feiern.«

»Was gibt's denn zu feiern?«

»Dass mein kleiner Schützling eine Nuss geknackt hat, die ein Junge normalerweise gar nicht knacken kann. Und du, mein Sohn, hast eine neue Frau.«

Max erstarrte. »Eine neue Frau?«

»Leugne es nicht, Maxie. Du riechst wie ein ganzer Parfumladen. Calvin Klein? Armani?«